

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 301

Donnerstag den 25. Dezember 1902.

17. Jahrgang.

Weihnachten!

Nun ruht die Welt im süßen Schloffen:
Der hochgeweihten heil'gen Nacht,
Und alle Herzen froh sich neigen
Erneut jetzt holder Baubermacht,
Die wiederum wie Märchenschimmer
Sich breitet unter'm Tannenbaum,
Und die mit ihrem gold'nen Glitzer
Erhellte wohl selbst den ärmsten Raum!

Jetzt schweigt des Daseins wildes Losen,
Da Christi Fest uns ist genast,
Das gültig schüttet seine Rosen
Auf unsern rauhen Pilgerpfad —
Nun einigt sich, was lang geschieden,
Nun rinnen Haß und Streit dahin,
Und Herrscher ist allein der Frieden,
Und nur die Liebe Königin!

O Friede, Liebe und Veröhnen,
Gegrüßt, du hehrer Weihnachtskling —
Wir hören wieder dich ertönen,
Wie's einst der Engel Schaar schon sang —
Gegrüßt auch, holde Weihnachtsfreude,
Die rein du aus der Seele quillst,
Und in den Landen ringsum heute
Palast wie Güte froh erfüllst!

Willkommen denn in deinem Wehen,
O Weihnacht, Fest der Herrlichkeit,
Du bringst vom Strand bis Alpenhöhen
Ja schönsten Reiz zur Winterzeit —
Du Fests, so glanz- und dufthumflößen,
O, sei uns hoch gebenedeit —
In allen Herzen weit und breit!
Möge deine frohe Gnade sprossen

P. Wertheim.

Kindererziehung der Indianer.

Von Dr. G. Schwarz.

(Nachdruck verboten.)

Vor kurzem ist in New York unter dem Titel „Indian Boyhood“ ein Buch erschienen, das ein anschauliches Bild von der Erziehung entwirft, welche die Rothhäute ihren Sprößlingen zukommen lassen. Der Verfasser, Charles A. Eastman, ist ein Vollblut-Indianer, der in Boston Medizin studiert, sich mit der amerikanischen Dichterin Elaine Goodale Johnson verheiratet hat und seitdem in Süd-Dakota praktiziert. Die Erziehung des Kindes beginnt bei den Indianern lange vor der Geburt. „Die künftigen Eltern“, schreibt Dr. Eastman, „vereinigen sich in dem Bemühen, dem Neuankommenden das Beste zu übermitteln, was eine lange Ahnenreihe ihnen hinterlassen. Eine Indianerin, die Mutter werden soll, pflegt einen der größten Charaktere ihres Stammes als Vorbild für ihr Kind zu wählen. Diesen Helden ruft sie sich täglich ins Gedächtnis. Sie bringt alle die bemerkenswerten Taten in Erfahrung, durch welche er in der Sage lebt, und nährt ihre Phantasie an diesen Vorstellungen. Damit sie sich um so schärfer ihrem Geiste einprägen, meißelt sie die Gesellschaft. Sie isoliert sich so viel als möglich und wandelt viel in der Einsamkeit umher. Die Indianer glauben auch, daß gewisse Tiere dem Ungeborenen eigentümliche Gaben verleihen, während andere einen so ungünstigen Eindruck hinterlassen, daß das Kind irgend eine Mißgestaltung davonträgt. Sogar das Fleisch gewisser Tiere wird der künftigen Mutter verjagt, weil es die Neigungen oder das Aussehen des Kindes beeinflussen könnte. Kaum erblickt der künftige Krieger das Licht der Welt, so hört er Wiegenlieder, die ihm von Kampf und Jagd singen. Der Knabe wird sofort der künftige Verteidiger seines Volkes genannt, das Mädchen wird als die künftige Mutter eines edlen Geschlechts be-

grüßt. Eines der bekanntesten indianischen Wiegenlieder ist das folgende:

„Schlaf, schlaf, mein Kind, die Chippewas
Sind weit davon, sind weit davon.
Schlaf, schlaf, mein Kind, hab' Acht, du triffst
Den Feind bei Tag, den Feind bei Tag.
Die Feinde geh'n nicht in den Kampf
Vor Morgengraun, vor Morgengraun;
Schlaf, schlaf, mein Kind, so lang' es Nacht —
Dann wache auf, wach' mutig auf.“

Sogar Jagd- und Liebeslieder werden dem Kindesstimm angepaßt. In den Jagdliedern treten Tiere lebend und handelnd als Freunde des Menschen auf; die Liebeslieder werden ganz und gar in die Tierwelt versetzt und bekommen dadurch einen merkwürdig phantastischen Anstrich. Die Nahrung, welche dem Kinde gegeben wird, besteht aus Wildpretbrühe und Reisschleim. Sobald das Kind das Wiegenbett verläßt und zu gehen beginnt, fängt sein erster Unterricht an, ein Anschauungsunterricht, der die Beobachtungsgabe zu wecken bestimmt ist. Hört das Kind den Laut eines Vogels, so sagt ihm die Mutter, welchem Vogel die Stimme angehört. „Horch, Scheschka, (das Rotkehlchen) ruft sein Weibchen. Er sagt, er habe einen guten Bissen gefunden.“ Oder: „Höre, Ophanska (die Drossel) singt seinem Weibchen vor.“ Wacht das Kind mitten in der Nacht auf, so mahnt die Mutter: „Weine nicht! Hinataga (die Gule) steht vom Baum auf dich herab.“ Das genügt, das Kind zur Ruhe zu bringen, denn die Gule gilt als eine Art Schreckgespenst. Nur zu bald verlangt man aber von dem Kinde, daß es keine Furcht zeigen solle. Den meisten Kindern wird eingeschärft, still und zurückhaltend zu sein, da dies Jägern und Kriegerern wohl anstehe. Der Sagenhafter der Ahnen und die Natur ringsum sind die Hauptquellen des Wissens, die dem heranwachsenden Kinde erschlossen werden. Jeden Abend, wenn sich die Familie im Zelt versammelt, erzählen Eltern oder Großeltern Sagen oder wirkliche Begebenheiten der Vergangenheit, während die Kinder gespannt lauschen. Denn am folgenden Abend fällt ihnen die Aufgabe zu, das Gehörte vor versammeltem Familienkreise wiederzuerzählen, und es steht ihnen eine scharfe Kritik bevor. So wird des Kindes Gedächtnis und Redegabe früh gestählt und geübt. Die intime Naturkenntnis, die man geneigt ist, für einen dem Indianer angeborenen Vorzug zu halten, ist nicht instinktiv, sondern durch fleißiges Aufmerken und durch große Übung der Sinne angeeignet. Verschiedene Charaktereigenschaften des Indianers betrachtet Eastman gleichfalls nicht als Erbeigut der Rasse, sondern als Resultat der Erziehung. Der sogenannte Stoicismus sei nur durch strenge Disziplin erworben. Die Disziplin erstreckt sich bis auf die Nahrung. Zu kalte und zu heiße Speisen sind der Jugend nicht erlaubt; Suppen sind nur für alte Leute. Ehrfurcht vor dem Alter und achtungsvolle Zurückhaltung Fremden und Borgehnten gegenüber, werden der Jugend früh beigebracht. Wenn die Familie im traulichen Kreise im Zelt versammelt ist, dürfen die Kinder am Gespräch nur teilnehmen, wenn sie gefragt werden, und dürfen sich, während die Alten reden, nicht unter einander unterhalten. Die direkte Anrede wird vermieden und die verwandtschaftliche Bezeichnung oder der Höflichkeitstitel statt des Namens der Person gebraucht. Die häusliche Etikette ist so verwickelt, daß es Uneingeweihten schwer fällt, sich durch alle ihre Vorschriften hindurchzuwinden. Eine derselben fordert, daß Schwiegermutter und Schwiegersohn nicht miteinander reden! Sich des Tabaks zu bedienen, ist dem Indianerjüngling erst dann gestattet, wenn er ein tüchtiger Krieger geworden ist. Ehe er das 23. Jahr erreicht und Proben seines Mutes und seiner Tüchtigkeit abgelegt hat, darf der Indianer nicht heiraten, wenn er nicht zur Heilheilbe des Spottes seines Stammes werden will. Als guter Gatte gilt vor allem, wer viel Wild heimbringt. Viele der Lehren, die auf die Charakterbildung hinielen, hängen eng mit religiösen Gebräuchen zusammen. Das Kind muß sich frühzeitig im Verzichtlesten üben; nicht um seiner selbst willen, sondern weil es dem „großen Geheimnis“ damit Ehrfurcht erweist. Die Erziehung der Mädchen wird von Eastman nur vorübergehend erwähnt. Es läßt sich aber aus diesem Buche entnehmen, daß die sogenannten Sphären der Geschlechter bei den Indianern streng geschieden werden.

Verlangen Sie unseren interessanten und belehrenden illustrierten Prospekt über
Hygienische Bedarfsartikel
und ihre Anwendung
ranco in verschl. Couvert gegen 25 Pf. in Marken i. Stadtbezirk
40 Pf. nach auswärts. 137
Medizinisches Waarenhaus Wiesbaden, Taunusstr. 2

Unentbehrlich für Jede Familie!



Underberg-Boonekamp
Semper Idem.
H. UNDERBERG-ALBRECHT
Kaiserlicher Hoflieferant des Kaisers und Königs Wilhelm II.
am Rathhausplatz RHEINBERG am Niederrhein.
Gegr. 1846.
Anerkannt bester Bitterlikör!
24 Preis-Medaillen!
Unterberg-Boonekamp

Hafer-Nähr-Cacao

nach einem besonderen Verfahren aus nur bestem Rohmaterial (einer der edelsten sanitären Cacao-Sorten in Verbindung mit Hafer) dargestellt. In dieser erprobten Zusammensetzung wird die in manchen Fällen schwere Verdaulichkeit des reinen Cacao-Pulvers paralysiert und dem Magen in leicht assimilierbarer Form Nährstoffe zugeführt, die für die Aufrechterhaltung und den Aufbau des menschlichen Organismus in erster Linie wirksam sind.

Hafer-Cacao leistet deshalb nicht nur Kindern, Magenleidenden, Reconvaleszenten, schwächlichen und blutarmen Personen vorzügliche Dienste, sondern kann auch mit Recht Jedermann als ein vorzügliches tägliches Nahrungs- und Genussmittel und entschieden als das beste Frühstück bei Verdauungs-Schwäche, chronischen Magen- und Darmkatarrh empfohlen werden.

Preis pro Pfd. Mk. 1.20, bei Abnahme von 5 Pfd. Mk. 1.10 pro Pfd. 3874

Chr. Tauber,
Kirchgasse 6. Telefon 717.

Bienen-Honig.
(garantirt rein)

des Bienenzüchter-Bereins für Wiesbaden und Umgebung.

Jedes Glas ist mit der „Bereinsplombe“ versehen.

Auswärtige Verkaufsstellen in Wiesbaden bei Kaufmann Peter Quitt, am Markt; in Dieblich bei Hof-Canditor G. Wachenheimer, Rheinstrasse

H. Hirsch Wwe.,
Weinhandlung (gegr. 1878),
Bleichstrasse 13, Telefon No. 2503.
Rhein-, Mosel- u. Pfälzer-Weine.
Schaumweine. 5126
Deutsche Rotweine, Bordeauxweine.
Südweine.
Deutscher, französischer und Tokayer Cognac.
Rum und Arrak.
Punschessenz.

Natürliche Bräse.



Portmann Strauss
Wiesbaden
M. 60... per Mille. Kiste zu 250 Stück M. 15. netto portofrei.

Gummi-Betteinlagen, garantirt wasserdicht,
für Wöchnerinnen, Kranke und Kinder,
von Mk. 1.50 an per Meter,
sowie sämtliche Artikel zur Krankenpflege.
Chr. Tauber, Kirchgasse 6.
Telephon 717. 3871

Moderne Drucksachen
in Eckmannsdrift
fertigt schnell und billigst an
Druckerei des
„Wiesbadener General-Anzeiger“
Emil Bommert
Telephon 199 33 Mauritiustrasse 8.

Trauringe

Gold- u. Silberwaaren
empfiehlt das Etagengeschäft von
Fritz Lehmann, Juwelier.
Kein Laden. Langgasse 3, 1. Etage,
an der Marktstraße. Kein Laden



Nr. 301.

(2. Beilage.)

Donnerstag, den 25. Dezember

1902.

Spielteufel.

Realistischer Roman von Alfred Friedmann.



(Nachdruck verboten.)

„Und was für eins! Himmlisch!“ rief Willy enthusiastisch.
 „Du wirst auch unter diesem Zeichen siegen!“
 „Thue ich ja in einem fort!“
 „Aber Du mußt auch gestehen, daß Du so etwas nicht aus Dir heraus erfinden kannst! Daß Ihr uns braucht!“
 „Gern! Eva war immer für Adam geschaffen! Schöne Erfindung von unserm lieben alten Herrn!“
 „So meine ich es nicht. Ihr braucht nicht nur unsern Körper zum Abbild, Ihr Herren Bildhauer der Schöpfung. Ihr braucht auch unsern Geist, selbst wenn er dem Euren untergeordnet ist, zur Anregung. Hat es Dir nicht früher — —“
 „Aha, das geht auf die arme Grethe Holler!“ dachte Willy.
 Grethe war damals des Nachmittags, wie verabredet, gekommen. Als sie aber ihre „Diskuswerferin“, das Werk, das ihr so viel Steherei, Müdigkeit, Schnupfen eingetragen, geschmettert am Boden fand, hatte sie erst einen ganz erheblichen Skandal gemacht.
 „Du hast es absichtlich zerstört, weil Du eine bessere, eine schönere gefunden! O, die ist schön! Ich bin ihr draußen im Felde begegnet. Aber es ist doch schlecht, schändlich von Dir, mich zu zertrümmern. Und neues hast Du noch nicht. So viel Arbeit! Und etwas hätte Dir der Guck doch eingebracht. Und sie hätten von Dir geredet in den Zeitungen, und Du hättest mich hundertmal verkauft. Und ich hätte neue Kunden bekommen. Aber Du liebst mich nicht! sie und . . .“
 „Nein, Grethe“, hatte Willy geantwortet. „Ich liebe Dich nicht so — auf Deine Weise — aber Du bist mir ein liebes, Du bist ein gutes und ehrliches Mädchen, vor dem ich Respekt habe. Nur die Statue, sieh, Grethe, die ist ganz von selbst abgerutscht. Ich habe Dich nicht umgebracht. Und Du hast ganz recht mit dem Nothwendigen und Nützlichen. Und es thut mir herzlich in der Seele leid. Der Arbeiter war ein Esel!“
 Da fing sie über das zerbrochene Kunstwerk, das doch eins gewesen, und noch über so manches andere an zu weinen, und Willy weinte mit ihr und sie heulten wie zwei Kinder, die sie waren.
 Dann küßte sie ihm die Thränen von dem Antlitz ab und er ließ es geschehen, wie ein schluchzendes Knäblein, der Seine mit dem schwarzen Vollbart.
 So schieden sie als Freunde. Ab und zu brauchte er ja noch einmal „ein Stück von ihr“, Hortense konnte nicht allgegenwärtig sein.
 All das schoß ihm wieder durch den Kopf, als Hortense jetzt auf Grethe anspielte.
 „Gewiß, Du bist viel gebildeter, als alle meine früheren Modelle — verzeh, Du bist gar kein Modell, Du bist eine Freundin in höherem Sinne. Aber . . .“
 Er schwieg befangen.
 „Nun, aber!“
 Na, das konnte er ihr doch nicht so von der Leber weg bekennen.

Die anderen liebte er nicht, sie waren ihm Mittel zum künstlerischen Zweck; sobald sie das Atelier verlassen, ging kein noch so schwaches Band mehr von ihm zu ihnen. Sie nahmen durchaus nichts von ihm mit in die Welt hinaus, und außer einem Atelier- oder Vorstadtwitz, einem Gerede über Genossen und Kollegen, von denen sie kamen, brachten sie nichts ins Arbeitsgelaß herein. Hortense beherrschte ihn.
 All sein Denken und Fühlen war mit ihr, bei ihr. Er war froh, wenn sie kam, eifersüchtig, wenn sie ihn verließ; wollte sie ihn wegen eines Scherzes, einer künstlichen Laune halber strafen, so blieb sie ein paar Tage, gar eine Woche aus.
 Da erlitt er ein Martyrium.
 Sie hielt ihn am Zwirnsfaden ihres Einflusses gefangen, wie ein hartherziger Junge seinen Käfer im Frühling.
 Und noch war Frühling in ihrer Liebe, noch hatten sie keine Scene gehabt, keinen Zwist und Zant.
 Aber er war nicht mehr frei.
 Er wollte ja Hortense heirathen. Niemand konnte etwas gegen sie sagen. Keiner hatte vor ihm einen Finger von ihr, geschweige ihr Herz befehlen. Dazu war sie zu ehrlich, zu offen und wahrhaft, wollte sie doch immer der alleszerstörenden Liebe, wie sie sagte, ausweichen.
 Aber Willy war im Freien dressirt.
 Jetzt, in der Fülle der Jugendkraft, ohne doch ein großes Stück Welt gesehen, Jahre der Anregung mit gleichstrebenden Künstlern in Rom, Paris verlebt zu haben, sich binden, in Berlin begraben?
 Hortense brauchte keinen Kommentar zu seinem Aber.
 Sie kannte nun seinen ungezügelden Freiheitsdrang.
 Aber — konnte man es ihr übel nehmen, nachdem sie ihm so viel gegeben, genügt, ihren Ruf geopfert, daß sie ihn für sich haben wollte?
 Und sie konnte mit gutem Gewissen sagen, daß sie ihn liebte. Auch sie war eifersüchtig auf ihn.
 Sie duldete keine Grethe Holler, oder wie sie sonst hießen, mehr. Wofür war sie denn da?
 Auch sie hatte eben erst ihren Liebesfrühling begonnen und keinen Grund, Willy Vorwürfe zu machen.
 Der Himmel ihres Lenz- und Liebeslebens war noch wolkenlos.
 Aber die Wolken, die noch unter dem Horizont standen, warfen ihre leichten Schatten voraus.
 21. Kapitel.
 Georg und Willy wußten gegenseitig von ihren Liebesangelegenheiten.
 Und jeder wollte dem andern wohl. Sie waren Freunde. Da traf es sich, wie es sich wohl im Leben ereignet, daß beide einmal zur selben Stunde den Entschluß faßten, den Freund vor einer übereilten Handlung zu warnen.
 Im freien schönen Lenzfelde, trafen sie aufeinander.

Die Freunde hatten sich in letzter Zeit nicht mehr so oft gesehen.

Jeder lag ja in Banden.

Und das wollten sie sich jetzt gegenseitig vorwerfen.

Ein wenig verlegen boten sie sich die Hände zum Gruß.

„Ich wollte eben zu Dir, Georg!“ sagte Willy.

„Und daß ich zu Dir wollte, siehst Du an meinem Kommen. Denn ich bin bei Dir und es ist teuflisch weit. Du wohnst ja beinahe in Wilmersdorf.“

„Stimmt. Weit ist es nicht mehr bis dahin, und wenn Du mich bis zu den Viktoria-Sälen dort begleiten willst: am See ist ein stilles, lauschiges Plätzchen, blanker Kiesboden, hohe, jetzt noch ziemlich reizlose, kahle Kastanienbäume — aber der Blick auf den See hinaus thut mir immer wohl. Er erinnert mich an ein paar glückliche Tage in England. Bei Richmond an der Themse, am Cal-Pie-Insel ist eine ähnliche Aussicht, nur ist es dort viel schöner — ach, so ein Grün haben wir hier auch im Mai und Juni nicht.“

„Na, ganz reizlos sind ja Deine Felder hier auch nicht, Alter! Da drüben, vor Charlottenburg etwa, da sind ein paar Dämme entstanden — man kann sich von hier aus ganz gut einreden, es seien ferne Thüringer oder Harz-Hügel!“

„Aber Phantasie gehört dazu!“ brummte Willy.

„O, viel! Und nun, siehst Du, braut und schweelt halb Nebel halb Duft, halb Rauch —“

„Macht drei Hälften!“

„Auf einen Versfuß kommt es unserm größten Dichter nicht an. Aus meiner Schulzeit weiß ich noch, daß Goethe einmal einen Hexameter mit zwölf, nein, vierzehn Füßen laufen ließ, und eben habe ich gelesen — ich lese jetzt furchtbar viel — lache nicht — daß der große Michelien, Armand, Duplessis, es einmal ebenso mit einem Alexandriner von vierzehn Versfüßen machte! Also verzeihe mir Drittem im Bunde meine drei Hälften, bei denen man sich übrigens einbilden könnte, Nebel, Duft, Rauch seien Schweizer Gletscher, Wogebenen — und wenn die Sonne sie, wie jetzt, bescheint — Alpenglüh.“

„Und die langen weißen Häuserreihen, die einpferdige Tramway, die hier leer und langsam auf und abfährt, bei Gott, Georg, mit noch mehr Phantasie könnte man sich in Berlin glauben.“

Sie lachten und scherzten und einer steckte immer seine Cigarette an der des andern an, wenn sie ausgegangen.

Aber es waren gequälte Scherze. Jeder wünschte ernst zu sein und auf sein Sprüchlein zu kommen, aber keiner konnte mit der Sprache heraus. So gelangten sie auf den Feldrain, die gepflasterte Straße verschmähend, mit etwas schmutzigen Stiefeln, aber den Odem vollwürzigen Erdgeruches, neubühnendes Leben vorahnend nach dem stillen Restaurant in Wilmersdorf.

Sie stellten sich ein paar Stühle an den See liehen etwas zu trinken kommen und qualmten in die Einsamkeit.

Draußen ruberten ein paar Kinder. Erst lärmend, und das störte die gens irritabile vatum. Dann verschwand die kleine, sich auf dem grau-grünen Wasser schaukelnde Bande, und als der kleine Inselwinkel die Barke dem Gesicht entrückte, schien der See Wahn und Waus verschlungen zu haben und herrschte eine Stille, die an ein Heerliches grenzte.

Endlich sagte Georg, und es klang wie weit von fern her und als ob etwas Gegentheiliges erwartet gewesen wäre und gesagt werden sollte:

„Jetzt so in den lautlosen See versinken. Ohne Schmerz, ohne Erinnern, eigenes, — und im Hirn, — oder Herzen der Menschen.“

Willy lachte laut auf.

Es klang auch ganz unerwartet. Schauerlich; mal a propos. „Höre, Georg“, fing nun Willy an, „zur Sentimentalität, zu theoretischen Selbstmorden bin ich heute garnicht aufgelegt. Du bist keine Königin — aber — das Leben ist doch schön!“

„Ja, weil Du eine hast, Willy!“

Sie sahen sich halb belustigt, halb wie auslegende Floretfechter an.

„Nun, und Du etwa nicht?“ fragte Willy, Georg scharf fixierend. — Es entstand eine Pause.

Die Fäden und Schlangen, die Ringe und Mänder von Cigaretten schwammen geisterhaft zerflatternd in ihr lauschigen, pflanzenweichen Frühlingsluft.

Der Jasmin war noch nicht da, aber man fühlte seinen Athem. Die Primula stand gelb im Gras und einzelne wilde Veilchen hauchten kaum merkbaren Duft. Vom Maiglöckchen sprachen nur hellgrüne, breite Blätter; Märchen, die noch niemand erzählt hat, denen noch keiner gelauscht.

„Ich habe eine Königin!“ murmelte Georg in seinen schönen Schnurrbart und zog ihn mit der Hand rechts und links ins Weite.

„Aber von ihr wollte ich nicht sprechen!“

„Ich desto mehr!“

Willy prüfte Georgs Mienen.

„Du es nur!“

„Na, was wolltest Du denn sagen, Bester!“

Da sahen nun zwei Menschen, jeder wußte vom andern, er sei verliebt und wollte ihm die Liebe austreten.

„Das Menschengeschlecht wird immer mehr austreten, aber unter Tausenden kennt kaum einer die Liebe“, heißt es bei einem Modernen des vorigen Jahrhunderts.

Willy, begann Georg endlich wieder, „die kürzesten Thorheiten sind immer die besten!“

„Meinst Du mit meiner Thorheit Hortense? Es wäre doch die kraffteste Undankbarkeit, wollte ich — mich kurz fassen.“

Willy, wir Künstler sind da, um Schönes zu schaffen, Kunstwerke zu bilden, nicht um dankbar zu sein!“

„Und ohne Hortense hätte ich das letzte nicht geschaffen!“

„Ich weiß! Aber Du kennst sie nun sie kann Dir nichts mehr neues geben!“

„Meinst Du:“

Was Dir noch neu ist,

Wird Dich auch reizen.

Was mir schon Spreu ist,

Ist Dir noch Weizen!“

fragte Willy.

„Nein! Ich wollte nicht frivol sein! Aber Du willst sie doch nicht heirathen? Bedenke!“

„Und Du? Hortense ist überhaupt noch neu. Ich will Dich nicht beleidigen; aber willst Du nicht die gewesene Frau eines — andern heimführen? Wie oft sprachen wir Ich glaube, genug angedeutet zu haben.“

„Zu viel. Darf man ein Haus nicht bewohnen, weil schon ein anderer darin gewohnt hat?“

„Dürfen — aber nicht mögen!“

„Auch von mir wäre undankbar“, sagte Georg, „wenn ich die Frau, die alles für mich gethan, aufgab, wegwürfe wie einen alten Handschuh“ — . . .

„Aha! Ich soll undankbar sein! Du nicht! Nach dem alten Worte: Eines schickt sich nicht für alle!“ —

„Ich bin nicht besser als Du, aber meine es gut mit Dir, Willy!“

„Und da kamst Du, mir Moral zu predigen. Ich war immer leichtsinniger, leichteren Herzens und Sinnes, wie Du, nahm die Welt nicht so schwer, wie sie ist. Diesmal aber, meine ich, bin ich doch noch ein wenig schuldloser als Du!“

„Du hast große Pflichten gegen Deine Zukunft. Du bist der größere Künstler. Meine Malerei geht immer ein wenig nach Brot — Deine Plastik ist hehrer, reiner —“

„Und Brot brauche ich keins —“

„Eben darum! Hortense wird es Dir aufessen . . .“

„Und deshalb soll ich sie jetzt fort schicken, Georg?“

„Nicht heirathen!“

„Aber Du nimmst eine Wittwe, gleich mit einem Kind!“

„Du kommst mir immer mit mir, wenn ich von Dir reden will. Ich habe Dich gern, Kerl, und kam den weiten Weg, fast so weit als unsere Einkleidung, um Dir zu sagen:“

Ab ovo, vom Ei der Leda, das die schöne Helena und den trojanischen Krieg verursacht, ab ovo und seit Eva, bis zu dem Roman „Abolphe“ von Benjamin Constant, den ich Dir zu lesen empfehle, der Sappho von Alphonse Daubert, von der Du sicher die Titelbignette in den Auslagen gesehen hast, war immer ein Weib das Unglück eines Mannes, speziell eines Künstlers!“

„Und alle waren sie unglücklich, wenn sie kein Weib hatten!“ unterbrach Willy.

„Sage lieber, bis sie eins hatten. Die einsame Melancholie Adams im Paradiese hätte gewiß einen großen Poeten, irgend etwas besonderes aus ihm gemacht, kaum hatte er sein Weib weg, kam der Engel mit dem feurigen Schwerte!“

„Du vergißt, daß, wenn Adam der einsame Poet geworden oder geliebt wäre, wir beide jetzt nicht die mühsamste Unterhaltung auf der Welt führen könnten. Und dann, diese beiden interessanten ersten Leuten waren doch einmal zusammen in der Gegend, von der es, Du weißt doch, heißt: Ein Augenblick, gelebt im Paradiese — — — und ein bißchen von dem seltenen Glück, glücklich gewesen zu sein — genossen zu haben, das ist doch die Hauptsache!“

„Ein bißchen! Und dann das ganze Leben Galeerenstrafe!“

„Ganz wie Adam — im Schweiß sollst Du Dein Brot essen!“

„Ich wußte garnicht, daß Du solch ein trefflicher Dialektiker seiest!“

„Hast mich halt für dümmere gehalten!“

„Und dann, das mit dem Schweiß und Brot, das ist veraltet. Wie so manches. Das ist commencement de monbe, wir sind fin

de siele. Ich glaube nicht mehr daran, daß der Herrenmensch, und der kannst Du sein, dazu da ist, sich abzurackern. Erst das Genie, dann die Herrenmenschen. — Aber, digi; mach das mit Dir ab. Ich habe Dich gewarnt."

"Und Madame Gothländer geheirathet!"

Georg ärgerte sich endlich, daß Willy nicht begreifen wollte, daß der Freund ihn höher stellte und nicht immer verglichen sein wollte. Er stand auf und ging pfeifend im Garten auf und ab.

Fortsetzung folgt

Weihnachtslied.

Weihnachtsabend ist's und müde
Ging zur Ruh' der Wintertag.
Weihnachtsabend ist's und langsam
Hängt's zu dunkeln an im Hag.
Sinnend sitz ich an dem Herde,
Träum' soviel und mancherlei,
Und es zieht an meinem Geiste
Leis die Kinderzeit vorbei.
Ach! da saß ich auch beim Feuer,
Blickte hoffend in die Gluth.
Und ich bat so kindlich flehend:
„Christkindlein o sei mir gut!“
Sieh, da öffnete die Thüre,
Schon das Christkindlein so sacht,
Und ich blickte froh erschrocken,
Glücklich in die Weihnachtspracht.
Weihnachtsabend ist's auch heute
Träumend sitz ich bei dem Herd.
Manches Jahr es ist vergangen,
Hat gar vieles mir bescheert.
Weihnachtsabend ist's und stille,
Kinn ein Thränlein ins Gebet;
„Schütz Dein Kind, o Mutter Gottes,
Höre wie es innig fleht.“
Doch ich mag nicht traurig werden;
Schnell die Perzen angezündt;
Daß mich sein in ihren Strahlen
Wiederum ein fröhlich Kind.

Eppehain i. T.

Johanna Waffer.

Nachdruck verboten.

Heilige Liebe.

Weihnachtsgeschichte von Paul Blij.

Am Vormittag des Weihnachtsheiligabends sah es in dem großen Saal der Baronin Hertha von Zeck bunt aus: ein Theil der Brunkmöbel war fortgeschafft worden und hatte den langen Tafeln Platz gemacht, — den langen Gabentischen, die am Abend so vielen armen kleinen Kindern die Bescheerungsfreuden schafften sollten, die ihnen daheim nicht geboten werden konnten.

Und die Baronin selber legte tapfer mit Hand an's Werk, — überall war sie, — bald bei den Schreibern, die an den Tischen säßen und hämmerten, — bald beim Portier der mit dem alten Diener daran war, die beiden großen Tannen fest zu machen, und dann wieder stand sie bei der alten Wirthschafterin, die Aepfel, Nüsse und Naschwerk auf die Teller legte, — ja, es gab schon etwas zu thun, wenn man sich an die Hundert von diesen armen kleinen Geschöpfen ins Haus lud!

Aber das war gerade etwas für die schöne junge Frau! Da konnte sie ihrem guten Herzen, ihrer freigebigen Laune, ihrem Hang zum Wohlthun, so recht die Zügel schießen lassen.

Ja! Gutes thun, Freude schaffen, Anderen die Thränen trocknen und mit milder Hand die Schmerzen Anderer lindern, ja, das war ihr nun die innigste Freude, das schien ihr der vornehmste Lebensberuf!

„Wie gut Sie sind, Frau Baronin!“ sagte der alte Bezirksvorsteher, der ihr die Namen all der armen Kinder des Stadtviertels genannt hatte, „wirklich, es ist recht christlich von Ihnen gehandelt, daß Sie sich der armen kleinen Seelen annahmen und ihnen hier in Ihren vornehmen Räumen ein solches Freudenfest bereiten!“

Die Baronin nickte mit mattem Lächeln: „Warum sollte ich es nicht thun? Gibt es denn überhaupt etwas Schöneres, als Anderen eine Freude bereiten? Ich selbst habe ja den größten Gewinn davon! Denn wenn ich so viel heitere, glückliche Menschen um mich sehe, dann vergesse ich all den Kummer, den mir das Leben bereitet hat, und bin glücklich mit den Glücklichen!“

„Das ist edel, Frau Baronin, wahrhaft edel!“ versicherte der alte Mann. „Und solche gute That belohnt der Himmel!“

Wieder nickte die Baronin, aber diesmal lächelte sie nicht, — denn ganz heimlich im Herzen blutete eine alte Wunde, —

ach! dachte sie, — ach! wüßtet ihr Alle, was meine Seele bedrückt! Ich würde ja Alles hingeben, alles mit Freude den Armen opfern, wenn ich mir dadurch die Freiheit der Seele, die Ruhe des Gewissens zurück erkaufen könnte! Oh, wüßtet ihr, was auf mir lastet!

Aber von alledem, was in ihr wogte, sah und merkte Niemand etwas, und Niemand ahnte, welche Gedanken jetzt sie so sehr peinigten.

Pünktlich um 6 Uhr begann die Bescheerung.

Der Saal sah wundervoll aus. Der prachtvolle venezianische Kronleuchter brannte. Die langen weißgedeckten Tafeln prangten im bunten Schmuck der reichen Gaben, und von den beiden hohen Tannen schimmerten im milden Lichte, die Weihnachtsengel, die Sterne und Ketten.

In der Ecke stand ein Harmonium, auf dem der Organist des Stadtviertels einen Choral spielen sollte.

Kurz vor Beginn der Bescheerung ging die Baronin noch einmal mit prüfenden Blicken durch den langen Raum, — und als sie nun alles so festlich im Lichte dastehen sah da überkam sie auf einmal eine ganz weiche, wehmüthige Stimmung, — sie dachte an ihre eigne Jugend — — — wie arm, wie glanzlos, wie freudeleer war die doch gewesen! ihr hatte keine milde Hand solche Freuden bereitet! einsam und verwaist war sie durchs Leben gegangen! — Und später dann, als sie in den vornehmen Häusern Erzieherin war, da hatte man sie wohl zur Bescheerung geladen und hatte auch ihr ein Gabentischchen aufgebaut, — aber alles das war doch immer nur mit einer gewissen Reservirtheit geschehen, so daß sie ihr Gefühl der Abhängigkeit, der Unterordnung nie vergessen konnte, — nein, rechte Weihnachtsfreude war auch das nicht gewesen! Die war erst bei ihr eingezogen, als eines Tages Baron Zeck gekommen war und sie in seine Arme nahm und gesagt hatte: „Du bist mein Weihnachtsengel! Dich hat mir der Himmel bescheert! Du wirst mein Weib! — Ja! das war das Glück gekommen, das herrliche leuchtende Glück, das aus der bisher so unscheinbaren Erzieherin nun die elegante Dame der Gesellschaft gemacht hatte! — — — Ja, er hatte sie geliebt, über alles sie geliebt, er war ein Gatte, wie ihn nur reine edle Liebe werden ließ! Leider aber kam das Schicksal, das grausame, das unerbittliche, — eines Tages raffte ihn ein Unglücksfall dahin, und nun war sie eine trauernde Wittve. —

Im Vorzimmer wurde es lebhaft. Die ungeduldige Kinderschaar machte sich bemerkbar.

Lächelnd verscheuchte die Baronin die schwermüthigen Gedanken und gab das Zeichen zum Anfang.

Der Choral erklang — feierlich, weisevoll.

Die Thüren wurden geöffnet, und langsam, zögernd, geblendet durch diese strahlende Lichtfülle, drängte und schob sich die kleine Schaar herein, — neugierige und andachtsvolle Augen, staunende und zaghafte Mienen. — Dann ein ach und oh der Bewunderung, fragende Blicke und tastende Versuche, — bis man sich endlich in all dem Glanz, in all der niegesehenen Pracht zu recht fand.

Mit stillem Lächeln heimlicher Freude stand die Baronin da und sah auf all die erglänzenden Gesichter, denen sie die Freude herangezaubert hatte; — ach, es war schön, es war einzig schön dieses Gefühl, so vielen armen Kleinen eine Freude in ihr lichtloses Dasein gebracht zu haben!

Da geschah etwas Unerwartetes.

Der alte Diener brachte einen Strauß prachtvoller Rosen, der soeben mit einem Briefchen abgegeben war.

Erstaunt besah sie das Couvert, — diese Handschrift kannte sie doch! — mit leichtem Erzittern öffnete sie das Briefchen und las. Er war es!

Graf Strehlen! — „Ach! mein Gott!“ seufzte sie still.

Nun er war also zurück von seiner Weltreise! —

Sinnend sah sie hinein in den Festtrubel, der nun sie umschwirrte, sinnend sah sie hinein, — aber sie sah nichts davon, denn ihre Gedanken waren anderswo.

Einen Augenblick lang leuchtete es auf in ihrer Seele und klang ein laut jubelnd und jauchzend auf in ihr, aber nur einen Augenblick lang, — dann fragte sie sich behebend: was will er? weshalb kommt er zurück?

Und von jetzt an war die Freude an der Bescheerung vorbei, ihre Ruhe war dahin.

Von Minute zu Minute wurde sie jetzt nervöser, und endlich wünschte sie, daß ihre kleinen Gäste nur erst wieder alle fort wären.

Wie befreit athmete sie auf, als endlich die kleine Schaar, bepackt und beladen, mit Danken und Knixen, freudestrahlend von dannen zog.

Nun war sie wieder allein, allein mit ihren Gedanken. Sie erschauerte leise.

Sie stand in dem großen Saal, sie ganz allein, — noch brannte der Kronleuchter, noch brannten die beiden Christbäume aber die langen Tafeln waren nun leer, — — — sinnend stand sie da und sah um sich mit wehmüthigen Blicken — — — allein war sie nun wieder, mütterseelenallein.

Da meldete der Diener: „Herr Graf Strehlen.“

In der nächsten Minute standen sie sich gegenüber.

Er begrüßte sie herzlich und innig, und küßte ihr die kleine Hand.

Schweigend sah sie ihn an.

Endlich fragte er: „Sind Sie mir böse, daß ich zu Ihnen gekommen bin?“

Sie verneinte; ruhig und sicher und langsam antwortete sie: „Es ist besser so.. Man können wir alles klar und in Ruhe besprechen.“

Fragend sah er sie an.

Sie aber bat: „Kommen Sie hinüber in mein Zimmer; hier unter den festlichen Lichtern sagt sich so etwas nicht gut.“

„Sie haben den armen Kindern eine Bescherung gemacht,“ sagte er, „ich traf die jubelnde Schaar noch draußen an. Das haben Sie gut gemacht, Baronin!“

„Um mein Gewissen zu erleichtern“, entgegnete sie, leise bebend.

Befremdend sah er sie an, wagte aber nicht, zu fragen.

„Kommen Sie, drüben wollen wir darüber reden“, — damit ging sie voran, und er folgte stumm.

Und als sie in ihrem traulichen Boudoir am Ramin saßen begann sie, mit tiefer gleichsam verschleierter Stimme: „Wir wollen ganz offen, ganz ehrlich mit einander reden, lieber Graf.“

Stumm nickte er nur.

Und sie: „Ich weiß, weshalb Sie vor zwei Jahren plötzlich unser Haus mieden.“

Bebend sah er sie an.

„Weil Sie mich liebten und weil Sie Ihrem besten Freund kein Unglück zufügen wollten; — stimmt es?“

„Das wußten Sie, Baronin?“ fragte er zitternd.

Sie nickte: „Ja, und ich will ebenso ehrlich sein, — auch ich habe Sie damals geliebt.“

„Ah! Baronin!“ — er wollte glücklich ihre Hand ergreifen und küssen.

Sie aber zog sie zurück, und ernst antwortete sie: „Und nun mein Trauerjahr vorüber ist, nun sind Sie gekommen, um meine Hand anzuhalten, nicht wahr?“

„Ja, ja!“ jubelte er, „so ist es!“

Da erhob sie sich und erwiderte mit leise erzitternder Stimme: „Umsonst, lieber Graf, — ich kann nicht.“

„Sie können nicht? Ja, wer hindert Sie denn?“

„Der Tote, mein Gatte!“

Starr und stumm sah er sie an.

„Hören Sie nun meine Beichte an“, begann sie nach einem Weilchen, „es ist wahr, ich habe Sie damals geliebt, denn ich fand in Ihnen das, was ich bei meinem Gatten — so tren ich auch ihn zuerst geliebt hatte — vergebens suchte, ich fand bei Ihnen eine Seele, ein Innenleben, reich und tief, wie ich es immer gewünscht hatte; — mein Gatte war gutherzig, aber oberflächlich und indolent, er hatte nur Interesse für seine Pferde und Hunde; — Sie waren so, wie ich mir einen Mann im Ideal gewünscht hatte. Darum liebte ich Sie. Es war ein Frevel, ich wußte es, denn mein Gatte liebte mich abgöttisch, er betete mich an, — aber dennoch, dennoch liebte ich Sie — heimlich, ganz heimlich nur, so daß Niemand etwas ahnte. — Da gingen Sie fort, ich wußte weshalb Sie gingen. Und ich ließ Sie gehen. — Ach, anfangs brach mir fast das Herz und ich glaubte, ich müßte Ihnen folgen, so leer so leer erschien mir jetzt mein Leben. — Da aber kam die Katastrophe. Mein Gatte stürzte mit dem Pferd, — er starb daran. — Als ich seine Papiere durchsah, um den Nachlaß zu ordnen, da fand ich einen Briefbogen, und auf diesem Papier las ich zwei Namen, von meiner Hand niedergeschrieben, — Ihren Namen, Graf, und den meinen — in einem Augenblick der Trümmerei muß ich sie niedergeschrieben und sie in meiner Schreibmappe vergessen haben, — mein Gatte hatte sie gefunden und somit errathen, was in meiner Seele vorging — — — Mein armer Gatte! er liebte mich so sehr, daß er es nicht ertragen konnte, meine Liebe zu verlieren; mir eine Scene zu machen, war er zu edel, zu stolz — und so stürzte er wild und wüthend hinaus mit dem feurigen Renner, hinaus zu dem Todesritt! — Ich! ich also habe ihn getödtet! ich allein bin die Schuldige! — Begreifen Sie nun, daß ich nicht ihr Weib werden kann?“

Ruhig und ernst antwortete er: „Nein Leonie! denn ich gebe die Hoffnung noch nicht auf! Auch ich habe eine Ueberraschung für Sie!“

Erstaunt sah sie zu ihm auf.

Er aber entnahm seiner Brieftasche ein Papier und begann: „Diese Zeilen sind von Ihrem Gatten; er hat sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, kurz vor dem Todesritt geschrieben. Bitte, wollen Sie sie lesen.“

Und sie las:

„Lieber Strehlen!“

Ich weiß Alles. Ein Zufall hat es mir enthüllt. Deshalb also Deine plötzliche Weltreise. Ich zürne Dir nicht und auch Leonie kann ich nicht verdammen. Es sind Gefühle in unserer Brust denen wir folgen müssen! Der einzig Schuldige bin ich nur. Ich hätte besser prüfen sollen. Aber nun ist es zu spät. Deshalb also ein schnelles Ende. Man wird meinen Tod für einen unglücklichen Zufall halten. Du allein weißt, daß es meine Absicht ist. Aber verschweige es Allen, besonders vor Leonie, damit sie nicht noch mehr unglücklich wird. Werdet glücklich!

Dein Bed.“

Schluchzend sank die Baronin in einen Sauten. Und leise trat der Graf zu ihr heran.

„Sie sehen, daß er Ihnen verziehen hat, Leonie.“

„O, wie er mich beschämt! wie klein ich mir jetzt vorkomme!“ stöhnte sie unter Thränen.

Da erklangen draußen die Gloden, die das Weihnachtsfest einläuteten, und vom Thurme des nahen Domes her erklangen Posaumentöne.

„Ehre sei Gott in der Höhe!

Und Friede auf Erden!

Und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Feierlich klangen die Töne hier hinein in die Stille des Gemachs und feierlich zogen sie ein in die Herzen der beiden Menschen, die zu einander gehörten, die sich nun zusammen gefunden hatten, um nie wieder von einander zu lassen.

In heiliger, stummer Glückseligkeit fanden so sich ihre Rippen. — — —

Fidelitas.

Zeitschrift für gesellige Vereine und Privatkreise. Enthält Lustspiele, Soloscenen, Kouplets (mit Musik), Vorträge u. Gesellschaftsspiele u. dergl. Monatlich ein Heft, Halbjährlich 2 Mk. Probeheft, 8 Stücke enthaltend, 40 Pf.

Der Gesangskomiker.

Couplets, Duette, Soloscenen etc. mit Noten. 32 Bände über 400 Stücke enthaltend, jeder Band 1 Mk. Inhalt verzeichniss gratis und franco.

Die besten

Deklamationen und komischen Vorträgen.

10. Auflage. Geh. Preis 1 Mark 50 Pf.

Das Vergnügungseck.

1 Bd. Prologe und Eröffnungsreden bei festlichen Gelegenheiten. 1 Mk. — 2 Bd. Leitfaden für Dilettanten zum öffentlichen Auftreten. 1 Mk. — 3. Bd. Der Zaubersalon. Die interessantesten Kunststücke der Salonmagie. Mit 192 Abbildungen. 2.40 Mk.

Die Bauchrednerkunst, Von Gustav Lund.

2. Auflage. Mit Abbildungen 50 Pfg. 4977

Dresden u. Leipzig. C. A. Koch's Verlag

Socken, Strümpfe

— erprobte haltbare Qualitäten — empfiehlt billigt

Friedr. Exner, Neugasse 14.

Gelegenheitskauf.

Möbel, Spiegel und Trumeaux, Uhren, Ketten, Tischdecken, Stahlstiche-Bilder, Hausfegen und Delldruck-Bilder billigt zu verkaufen. Bequeme Theilzahlungen. 5345

Roonstraße 14, Parterre.